

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Bumm-Bumm.

Aus dem Französischen von Jules Claretie.  
(Deutsch von Rudolf Schulze.)

Das Kind lag bleich in seinem kleinen Bett und sah aus seinen, durch das Fieber vergrößerten Augen vor sich hin mit der seltsamen Unbeweglichkeit der Kranken, die schon bemerken, was die Lebenden nicht mehr sehen. Die Mutter am Fuße des Bettes verfolgte ängstlich die Fortschritte der Krankheit auf dem armen eingefallenen Gesicht des kleinen Wesens, und der Vater, ein braver Handwerker, hielt in seinen geröteten Augen die Tränen zurück, die ihm an den Wimpern brannten. Und der Tag brach an, klar und zart, ein schöner Julimorgen, und erhellte das enge Zimmer der Rue des Abbesses, wo der kleine Francois im Sterben lag, das Kind von Jacques und Madeleine Legrand.

Er war sieben Jahre alt. Ganz blond, ganz zart, und so lebhaft, so lustig wie ein Sperling. . . . Aber ein Fieber hatte ihn ergriffen, und man hatte ihn eines Nachmittags von der Schule mit schwerem Kopf und heißen Händen nach Hause geführt.

In jener Nacht hatte das Kind kein Fieber gehabt, aber seit zwei Tagen beunruhigte es den Arzt durch eine seltsame Niedergeschlagenheit. Es war, als wenn, nach sieben Jahren, der Kleine schon die Bangeweise des Lebens empfunden hätte. Er war müde, schweigsam und traurig, ließ seinen hageren Kopf auf dem Kissen hin und herpendeln, wollte nichts mehr einnehmen, hatte kein Lächeln mehr auf den eingefallenen Lippen, und die starren Augen suchten und sahen etwas, ganz tief unten, sehr weit in der Ferne. Dort oben vielleicht, dachte Madeleine, die vor Furcht zitterte.

Wenn man ihm Arznei, Sirup oder ein wenig Brühe geben wollte, weigerte er sich. Er verweigerte alles.

„Willst du etwas, Francois?“ — „Nein, ich will nichts!“ — „So geht es nicht weiter!“ hatte der Doktor gesagt. „Diese Starrheit erschrickt mich! . . . Sie sind der Vater und die Mutter, Sie kennen doch Ihr Kind . . . Suchen Sie nach irgend etwas, was diesem kleinen Körper das Leben wiedergeben könnte, was den Geist, der schon den Himmel sucht, zurückrufen könnte!“ Und damit ging der Arzt. — Suchen Sie!! — Ja, ohne Zweifel, sie kannten ihren kleinen Francois, die braven Leute! Sie wußten, daß es dem Kleinen Spaß machte, des Sonntags die Hecken zu plündern und mit Weißdorn betaden auf den Schultern des Vaters nach Paris zurückzukehren, oder auch auf den Champs-Élysées dicht vor das Seil zu treten, um den komischen Guignol zu sehen! Jacques Legrand hatte dem kleinen Francois Bilder, goldig schimmernde Soldaten und chinesische Schattenbilder gekauft; er schnitt sie aus, legte sie auf das Bett des Kindes, ließ sie vor den Augen des Kleinen tanzen und versuchte, mit Tränen in den Augen, ihn zum Lachen zu bringen.

„Siehst du, das ist die Pont-Cassé . . . Und das, das ist ein General . . . Weißt du noch, daß wir einmal einen General gesehen haben? . . . Wenn du deine Medizin nimmst, werde ich dir einen richtigen kaufen mit einer Leinenuniform und goldenen Ähseklappen . . . Sag, möchtest du den General haben?“ „Nein“, sagte das Kind mit trockener Stimme kurz und fast graufam . . . Zu allem, was man zu ihm sagte, zu allen Hampelmännern, zu allen Ballons, die man ihm versprach, antwortete die kleine Stimme: „Nein — nein — nein!“

„Aber was willst du denn endlich, Francois?“ fragte die Mutter. „Vielleicht gibt es etwas, was du gerne haben möchtest . . . Sage es mir doch, . . . mir, deiner Mama!“ Und sie streichelte seine Wange, und sie flüsterte ihm ins Ohr, liebevoll, wie ein Geheimnis. Da richtete sich das Kind in seinem Bett auf, streckte verlangend gegen etwas Unsichtbares die Hände aus und antwortete plötzlich mit einem lebhaften Ausdruck, mit einem lebhaften Ton, zugleich bittend und befehlend: „Ich will Bumm-Bumm!“

Bumm-Bumm! Die arme Madeleine warf ihrem Gatten einen erschreckten Blick zu. Was sagte der Kleine da? War das noch einmal das schreckliche Fieber, das ihn wieder besiel. Bumm-Bumm? Sie wußte nicht, was das bedeutete, und sie hatte Furcht vor diesen Worten, die das Kind mit krankhaftem Eigensinn wiederholte. Als wenn der Kleine es bisher nicht gewagt hatte, seinen Traum auszusprechen, klammerte er sich jetzt mit einer unbeflegbaren Halsstarrigkeit daran: „Ja, Bumm-Bumm! Ich will Bumm-Bumm!“

Die Mutter hatte nervös die Hand ihres Gatten ergriffen: „Was bedeutet das, Jacques? — Er ist verloren!“ Aber der Vater hatte auf seinem rauhen Arbeitergesicht ein erstauntes und fast glückliches Lächeln, das Lächeln eines Verurteilten, der verworren die Möglichkeit der Freiheit sieht. Bumm-Bumm! Er erinnerte sich des Oster-

montagsmorgen, an dem er Francois in den Zirkus geführt hatte. Er hörte noch die Freudenschreie des Kindes, sein lautes Lachen, als der Clown, der schöne Clown, ganz mit Gold besittert, mit einem großen, braunroten Schmetterling auf dem Rücken seines schwarzen Kostüms, funkelnd und vielfarbig einige Sprünge durch die Manege machte, einem Kunstreiter ein Bein stellte, oder unbeweglich und steif auf dem Sande stehen blieb, den Kopf nach unten und die Füße hoch in der Luft, oder nach dem Kronleuchter weiche Filzhüte warf, die er geschickt wieder auf seinem Schädel auffing, wo sie einer auf dem anderen eine Pyramide bildeten, und jedesmal, bei jedem Scherz, wenn sich sein großes, geistvolles und zugleich drolliges Gesicht aufheiterte, immer denselben Schrei ausstieß, immer dasselbe Wort wiederholte, das mitunter von einem Rollen des Orchesters begleitet wurde: Bumm-Bumm!

Bumm-Bumm! Und jedesmal, wenn er kam, brach der Zirkus in lautes Bravo aus, und der Kleine nahm mit seinem jubelnden Lachen daran teil.

Am Abend brachte Jacques Legrand dem Kinde einen beweglichen Clown mit, der ganz mit Flitter bedeckt war und den er in einem Laden sehr teuer gekauft hatte. Es war der Lohn von vier Arbeitstagen. Aber er hätte dafür den Arbeitslohn eines ganzen Jahres gegeben, um nur wieder ein Lächeln auf den eingefallenen Lippen des Kindes zu sehen . . .

Der Kleine sah einen Augenblick das Spielzeug an, das da auf seinen weißen Bettüchern funkelte, und sagte dann traurig: „Das ist nicht Bumm-Bumm! . . . Ich will Bumm-Bumm sehen!“ — Ach, wenn doch Jacques ihn in seine Bettücher einhüllen, ihn mitnehmen, zum Zirkus tragen, ihm den Clown zeigen, der unter dem erleuchteten Kronleuchter tanzte!

Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Er ging in den Zirkus, fragte nach der Adresse des Clowns, und schlichtern, mit vor Erregung zitternden Beinen, stieg er eine Treppe nach der anderen zu der Wohnung des Artisten, in Montmartre, hinauf. War das nicht etwas dreist, was er da machen wollte, der Jacques? Aber nichtsdestoweniger, die Komödianten lachten ja, deklamierten und tanzten bei den reichen Leuten in den Salons; vielleicht würde der Clown, — Jacques wollte ihm jeden Preis zahlen, — auch zu Francois kommen und ihm Guten Tag sagen. Aber, immerhin: wie würde man ihn, Jacques Legrand, bei Bumm-Bumm empfangen? — Das war nicht mehr Bumm-Bumm! Das war Herr Moreno, der Jacques in einem eleganten Zimmer, das dem eines Arztes ähnlich sah, empfing. Jacques sah ihn an, erkannte in ihm nicht den Clown, wandte sich um und drehte verlegen den Filzhut zwischen seinen Fingern. Der andere wartete. Dann entschuldigte sich der Vater. Es wäre erstaunlich, was er da verlangen wollte, es schickte sich nicht . . .

„Bardon, Verzeihung . . . Aber schließlich handelt es sich um den Kleinen . . . Um einen lieben Kleinen, Herr Moreno! Er ist so klug! Immer der erste in der Schule, ausgenommen im Rechnen . . . Ein Träumer, sehen Sie! Ja, ein Träumer. Und der Beweis . . . hören Sie . . . der Beweis . . .“ Jacques zögerte jetzt und stammelte einige unverständliche Worte. Dann faßte er Mut und sagte plötzlich: „Der Beweis ist, daß er Sie sehen will, daß er nur an Sie denkt, und daß Sie immer vor ihm stehen wie ein Stern, den er anblickt und den er haben möchte . . .“

Der Vater hatte Schweißtropfen auf seinem bleichen Gesicht. Er wagte nicht, den Clown, der die Augen unverwandt auf den Handwerker gerichtet hatte, anzusehen. Was würde Bumm-Bumm sagen? Würde er ihn verabschieden, ihn für einen Narren halten, ihn einfach vor die Tür setzen? — „Wo wohnen Sie?“ fragte Bumm-Bumm. „Oh, ganz in der Nähe! Rue des Abbesses!“ — „So“, sagte der andere. „Ihr Kleiner will Bumm-Bumm sehen? Gut, er soll Bumm-Bumm sehen!“

Die Tür des Krankenzimmers öffnete sich vor dem Clown, und Jacques Legrand rief freudestrahlend seinem Sohne zu: „Francois, Junge, sei zufrieden! Sieh her, da ist Bumm-Bumm.“ Und das Kind hatte auf seinem Gesicht einen Freudenschimmer. Es richtete sich, von dem Arm der Mutter unterstützt, auf und wandte den Kopf zu den beiden Männern, die da eintraten, forschte einen Augenblick, welches der Herr da im Leberock war, dessen Gesicht ihm so freundlich zulächelte, den er aber nicht kannte. Als man ihm zurief: „Das ist Bumm-Bumm!“ ließ er langsam und traurig seinen Kopf auf das Kissen zurückfallen und blieb mit starren Augen liegen, immer den Flitter und den Schmetterling von Bumm-Bumm suchend. „Nein“, antwortete das Kind mit seiner nicht mehr trockenen, aber doch verzweifelten Stimme. „Nein, das ist nicht Bumm-Bumm.“

Der Clown, der in der Nähe des kleinen Bettes stand, schüttelte den Kopf, sah den ängstlichen Vater und die niedergeschlagene Mutter

gn und sagte lächelnd: „Er hat recht, das ist nicht Bumm-Bumm!“ Und er ging fort.

„Ich werde ihn nicht sehen, ich werde ihn nicht mehr sehen, den Bumm-Bumm!“ wiederholte jetzt das Kind, dessen schwache Stimme schon zu den Engeln zu sprechen schien. „Bumm-Bumm ist vielleicht da hinten, da, wo der kleine Francois bald hingehen wird.“

Da plötzlich — es war eine halbe Stunde her, seitdem der Clown das Zimmer verlassen hatte — öffnete sich die Tür wieder, und Bumm-Bumm erschien. Er war mit seinem schwarz bestickten Trikot bekleidet, die gelbe Troddel auf dem Schädel, den goldenen Schmetterling auf Schulter und Rücken, und zog seinen Mund breit wie der Schlitze einer Spardbüchse, was ungeheuer komisch in seinem weißgepuderten Gesicht wirkte. Ja, das war Bumm-Bumm, der richtige Bumm-Bumm, der Bumm-Bumm des Jirtus, der Bumm-Bumm des kleinen Francois! Und mit lachenden, weinenden, glücklichen Augen klagte das Kind in seinem weißen Bettchen in die mageren Hände, schrie „Bravo“ und rief mit einer Freude, die plötzlich wie eine angezündete Rakete ausbrach: „Bumm-Bumm! Das ist er! Diesmal ist er es! Das ist Bumm-Bumm! Guten Tag, Bumm-Bumm!“

Als der Doktor an dem Tage wiederkam, fand er an dem Kopfende des Bettes einen Clown mit bleichem Gesicht stehend, der den Kleinen lachen und immer wieder lachen ließ und zu ihm sagte, indem er ein Stück Zucker in einer Tasse mit Medizin umrührte: „Du weißt, kleiner Francois, wenn du nicht trinkst, wird Bumm-Bumm nicht mehr wiederkommen!“ Und das Kind trank. — „Nicht wahr, das ist gut?“ — „Sehr gut . . . Danke, Bumm-Bumm!“

„Herr Doktor,“ sagte der Clown zum Arzt, „sagen Sie nicht eifersüchtig. Es scheint mir jedoch, daß meine Grimassen dem Kind mehr helfen, als Ihre Verordnungen.“ Der Vater und die Mutter weinten. Aber diesmal war es aus Freude.

Und bis der kleine Francois wiederhergestellt war, hielt alle Tage vor der Wohnung des Handwerkers in der Rue des Abbesses auf Montmartre ein Wagen, dem ein Mann entstieg mit einem lustigen, weißgepuderten Gesicht, der, in einen Mantel eingehüllt, den Kragen hochgeschlagen.

„Was schulde ich Ihnen, Herr Moreno?“ sagte endlich Jacques Begrand zu dem Clown, als das Kind seinen ersten Spaziergang machte. „Denn schließlich bin ich Ihnen doch etwas schuldig!“ Der Clown streckte den Eltern seine großen, starken und doch zarten Hände hin und sagte: „Einen Händedruck! Und“, fügte er lachend hinzu, indem er die wieder rosigen Wangen des Kindes küßte, „die Erlaubnis, auf meine Besuchsarten zu sehen: Bumm-Bumm, Doktor, Artist, praktischer Arzt des kleinen Francois!“

## Hochzeit im Dorfsteich.

Von Erich Maria Remarque.

Schillebold, ein alter Kamm-Molch, verpeiste in seinem Schlupfwinkel gemütlich und gefühllos die letzten sich verzweifelnd windenden Enden eines unglücklichen Regenwurms. Plötzlich fuhr er so entsetzt zur Seite, daß ein dicker Gebrand, der vorsichtig auf einen Jungfrosch pürschte, ihn mächtig schief ansah ob der Störung, und ein paar Duzend Laumeltäfer wie Unterseeboote an ihrer silbernen Luftblase in die Höhe schossen und an der Oberfläche des Dorfsteiches erregt hin und her klickten.

Es war aber auch zu toll; kaum hatte Schillebold sich einigermaßen beruhigt und wieder einen Zentimeter Regenwurm mehr in seinen Magen gebracht, da kaufte er abermals erschreckt zur Seite, so daß ein paar schwerfällige Köcherfliegen mit ihren Panzern umherwirbelten und dem Gebrand in die Beine fielen.

Schillebold sah furchtsam wütend auf. Vor ihm stand im Wasser ein rotglühendes Etwas mit gesträubten Stacheln und schwirrenden Flossen, das stieß nun zum drittenmal frech pietätlos auf seinen wunderbar gezackten Kamm los. Das wurde dem braven Schillebold doch zuviel. Er beschloß noch soviel Geistesgegenwart, das Maul zusammenzuzneifen, damit ihm der Regenwurm nicht entwischt, dann aber stob er in eiligster Flucht kopflos davon, so daß kein gelber Bauch mit den schwarzen Tupfen leuchtete, und die Schneider und Schlitzschubläufer auf ihren langen Beinen nur so daherglitzchten vor Angst, als Schillebold unversehens an die Oberfläche des Teiches gefegt kam.

Der kühne Angreifer aber stand einen Augenblick still über dem Boche, aus dem er Schillebold gejagt hatte. Die Stacheln des spannenlangen Fischleins standen kampfesmutig gespreizt, die Flossen vibrierten, märchenhaft rot leuchtete, funkelte, glühte die Kehle, die Brust, die ganze Unterseite. Schillebold, der vorsichtig hinter einem dicken Büschel Algen, Wasserpest und Teichlinsen hervorschaute, erkannte das Fischlein plötzlich. „Ach,“ dachte er, „das ist ja der Flegel von Sticking. Aber wie hat der sich verändert. Er ist ja ganz rot auf dem Bauch geworden.“ Mit einem Male schmunzelte und nickte Schillebold vergnügt vor sich hin: „Ach, deshalb. Er schwimmt auf Freiersflossen.“

Der kleine Ritter schien aber nun das Richtige gefunden zu haben. Zwischen einem dicken Kalmustofden und einer abgestorbenen Ballisnérienwurzel hatte der alte Schillebold sein Ruhelager gehabt. Dahinein stieß jetzt der Fremdling, holte den musigen Teichschlamm mit beiden Beinen heraus und trug ihn ein Stück fort, um ihn dann auszuspüren. Unermüdlich kehrte er hin und wieder, trug in seinem runden Munde immer mehr Schlamm hinaus, bis der Grund blühblank gefegt war.

Dann holte er kleine Fäden, Würzeldchen, Häutchen, abgestorbene Blätter herbei, riß sie los, wenn sie fest saßen, und schleppte sie zu

seiner Grube. Dort formte er ein ovalförmiges Nest daraus mit zwei Böchern, einem größeren und einem kleineren. Schillebold schüttelte den Kopf. „Das ist Blödsinn,“ dachte er philosophisch, „wozu zwei Böcher, und wenn schon, wozu das eine so klein?“ Am fünften Abend, als das Nest fast fertig war, fand der uner müdliche Stachelritter plötzlich einen anderen seiner Gilde vor, ebenfalls in Rot prangend. Sofort stürzte er sich auf ihn. Es entstand ein regelrechtes Duell zwischen beiden. Nach einer Minute konstatierte der Unparteiische Schillebold, daß der Gegner unter Verlust eines Auges den Kampfplatz verließ.

Am andern Morgen war das Nest fertig. Der Hochzeiter, der bisher nur Augen für sein Nest gehabt hatte, und alles, auch die Damen seines Geschlechts, bissig weggejagt hatte, wenn es in die Nähe kam, wendete sich nun plötzlich seinen Damen zu. Diese waren in den letzten Wochen sehr rund geworden, sie frosten von Eiern. Stolz paradierte der funkelnde Nestbauer in seiner Pracht vor ihnen, umgürte sie, umschmeichelte sie und ließ alle seine Schwimmkünste springen, um sie zu gewinnen. Wenn sie jedoch spröde waren, sackte er auch nicht lange. Dann jagte er die Weibchen einfach mit Bissen zum Nest hin. Und zwar behte er sie in das Nest hinein durch das größere Loch. Hatte er sie erst soweit, dann bis er wütend drauflos, so daß sie in Todesangst sich durch das kleine Loch an der anderen Seite queckschten, um zu entkommen. Und Schillebold, der Heimtücker, der bei solchen Gelegenheiten das Zugucken nicht lassen konnte, sah nun, weshalb der Stachelmann das zweite Loch so klein gemacht hatte. Denn wenn die Weibchen sich hindurchdrängten, ließen sie ihre Eier im Nest und kamen schlank aus dem engen Durchgang hervor. Als der stachelige Hochzeiter sieben Weibchen hindurchgejagt hatte, schien er genug Eier zu haben. Denn er stand jetzt Tag und Nacht über dem Nest und schwirrte rasend schnell mit den Flossen, um immer frisches Wasser an die Eier heranzubringen. War er schon vorher bissig gewesen, so wurde er jetzt geradezu entsetzlich. Er schoß wütend auf alles los, was sich nur bewegte, und wenn es nur eine Ranke war.

Nach einigen Tagen kam leise Bewegung in den Eierhaufen. Sie wurde stärker, klein-kleine Schwänzchen zuckten, puffierten, wurden munter, und ab und zu plumpste schon so ein kleiner Borwisch aus dem Nest heraus. Aber sofort holte ihn der geireue Vater wieder ein, schluckte ihn ins Maul und spie ihn wieder ins Nest.

Allmählich wurde das schlimmer. Immer mehr kleine Gefellen versuchten auszureifen; alle Augenblicke purzelte einer heraus, und kaum hatte der arme Vater einen zurück in die Biege gebracht, da waren ihm schon drei andere wieder entwischt. Da griff er zwei, drei mit einem Male auf und brachte sie zurück; aber mittlerweile waren schon zehn andere fort. Da riß ihm endlich die Geduld. Er pustete ins Nest, so daß die ganze Brut lustig durcheinanderslog, und führte sie dann, er selbst stolz voran, alle 60 hinterher, durch die Gefilde des Dorfsteiches. Abends aber sammelte er sie wieder sorgfältig ins Nest. Ja, eines Nachts, als ein Gewitter am Himmel stand und infolge dessen das Wasser sehr sauerstoffarm war, da nahm er sie immer zu fünfzehn ins Maul und trug sie an die sauerstoffreichen Wasseroberfläche, damit sie unten nicht erstickten. Allmählich aber kamen immer weniger abends heim, je mehr sie wuchsen. Da gab er es ganz auf. Seine Farben verblassten, das Nest zerfiel. Er konnte seine Kinder nicht mehr. Wenn ihm eins in die Quere kam, fraß er es sogar auf. Er wurde friedlicher, je mehr er an Rot verlor. Schließlich war er der alte Sticking von früher.

Und Schillebold konnte beruhigt wieder in seinen gemütlichen Ruhewinkel einziehen, auf Regenwürmer fahnden und über den Lauf der Welt im Dorfsteich philosophieren.

## Schaufenster.

Von Otto Friedrich Bartels.

Wenngleich der Großstädter — durch die vielen Schaufenster abgestumpft — unbekümmert seines Weges zieht, so gibt es doch wohl keinen, den nicht schon irgendein Schaufenster durch raffinierte Schaustellung interessiert stillstehen ließ! Jeden lockt etwas, den einen halten gute Bücher fest, den anderen Fenster mit technischen Apparaten, den dritten graphische Ausstellungen, und der weibliche Besucher wird durch Modeschauen angezogen.

Die Schaustellung der Waren blickt auf ein recht hohes Alter zurück. Man kann sagen, daß die Warenauslage so alt ist wie der Handel selber. Es gab schon im Altertum Läden mit Warenauslagen, und besonders geschäftstüchtige Händler haben auch damals verstanden, Kesteme zu machen, indem sie durch bildliche Darstellungen und Inschriften Käufer anzulocken versuchten. Im Orient findet man heute noch die offenen Läden, in denen vor den Augen der Käufer die Händler ihre Waren selbst herstellen. Die orientalischen Besare haben den Anspruch, die Vorläufer des heutigen Schaufensters zu sein. In Pompeji hat es bereits Läden gegeben, die in den Grundformen unseren heutigen keinen Läden durchaus gleichen, Ladenscheiben hatten und über den Eingängen in Stein gemeißelt Firmenschilder trugen, die die gehandelten Waren durch Sinnbilder erkennen ließen. Die Erfindung des durchsichtigen Glases verdrängte allmählich die offene Auslage durch das Fenster. Das Schaufenster dürfte eine englische Erfindung sein. Man hat in England die ersten Schaufenster um das Jahr 1760 herum gehabt. Hier mag die Einwirkung des Klimas eine Rolle gespielt haben. Man war bestrebt, die Ware gegen Unwetter und Nebel zu schützen. Im Süden dagegen kam das Schaufenster viel später zur Anwendung. Selbst heute noch handelt man dort die Waren in Loggien. Die ersten Fenster waren natürlich sehr klein und durch viele kleine

Scheiben aufgeteilt. Bald versuchte man auffälliger zu werden und baute Erker vor, die es gestatteten, von drei Seiten in die Auslagen hineinzusehen. Diese kleinen Erker findet man noch in kleineren Städten.

Der Wettbewerb führte zu dem heutigen modernen und eleganten Schaufenster. Bahnbrechend wirkte hier das Warenhaus. Es hat unbestritten Verdienste um die Beschaffung ganz neuer Methoden in der Warenanpreisung. Frankreich ist das Geburtsland des Warenhauses. 1852 wurde in Frankreich das erste eröffnet, kurze Zeit darauf brach es sich in Amerika Bahn. Bei uns in Deutschland wurde das erste 1875 gegründet. Allerdings waren die Warenhausfenster zuerst durchaus nicht vorbildlich, sie gleichen nicht annähernd denen, die wir heute gewohnt sind. Vielmehr fand sich im Schaufenster ein tolles Durcheinander. Während wir heute auf den ersten Blick erkennen, daß es sich hier um ein Konfektions-, dort um ein Schuhfenster handelt, war man in der ersten Zeit durchaus im unklaren, weil eben alles, was die Kaufhäuser zu bieten hatten, im Schaufenster zu finden war. Die moderne Reklametechnik hat erst in die Schaufenster Stil gebracht. Man kann heute Fenster sehen, die unzweifelhaft Kunstwerke zu nennen sind, wie überhaupt die heutigen Berufsdekorateure zum großen Teil Künstler sind. Der Kleinhandel, der zunächst auf diese neuartigen Fenster nicht reagierte, sah sich bald gezwungen, mitzumachen, um den Wettbewerb aufzunehmen. Die heutigen Fenster, die mit allem Raffinement auf Wirkung geschmackvoll eingestellt sind, wirken unbedingt anziehend auf den Beschauer und erregen in ihm den Appetit, manchen Gegenstand zu besitzen. Das ist das ganze Geheimnis, weshalb keinerlei Kosten gescheut werden, um ein Schaufenster stil-, geschmack- und wirkungsvoll zu dekorieren.

## Yoshiwara.

Von Hans Lamberg.

Nacht ist es geworden.

Wie ein Märchen mutet es an, ein Märchen aus dem Munde der Schéhérazade, ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht: das Yoshiwara (Freudenhaus) der Stadt Katsugawa).

Niesenhaften Leuchtlaternen gleich schaukeln die düsterroten Lampen am tiefschwarzen Nachthimmel. Helles Licht strahlt aus jedem Hause, Schamisengeklimper tönt heraus. Und die Häuser öffnen sich gegen die Straße zu wie Bühnen eines Theaters, und auf diesen Bühnen werden Freestücke gespielt.

Mit glänzenden Matten belegt ist der Boden, rund herum im Kreise stehen vergoldete oder buntbemalte Wandschirme — dieser hier zeigt das Bild grüner Föhrenäste im Winterschnee, jener eine Gans, die auf grauweissen Schwingen am Vollmond vorüberstiegt gleich einer grotesk geformten Wolke — und vor den Schirmen sitzen im Halbkreis junge Mädchen.

Prächtige, bunte Seidengewänder mit eingestickten Ornamenten, breite, buntseidene Hütle. Im ebenholzschwarzen Haar, das nach ostjapanischer Mode in Helmform gefämmt ist, tragen sie bunten Kierat: rote Seidenbänder mit langen Silberfransen, schimmernde Glasperlen, bunte Blumen.

Reißepuder die Gesicht, die Lippen knallrot bemalt mit Bent, die Augenbrauen mit Tusche nachgezogen: für europäische Begriffe des Guten etwas zuviel...

Aber wie reizend ist die Haltung der Kleinen, wie grazios der stehende Sitz, wie ungewunden und doch so fesselnd die langsamen Bewegungen der Fücher, laute, an jene Porzellangöhen erinnernd, die ihre Köpfe stundenlang auf und ab bewegen, langsam, gemessen, ein rätselvolles Nicken auf den Lippen.

Im Hintergrund des hell erleuchteten Raumes aber sind die papierüberzogenen Schiebewände entfernt worden; ein japanischer Garten tritt plastisch aus dem Nachdunkel hervor; schlanke Bambusstauden, ein paar phantastisch gekrümmte Zwergkiefern, Felsblöckchen aus dem Gnomereich, über die ein drei Fuß hoher Wasserfall plätschert, ein grauer wetterzernagter Steintorso blickt ernst über seine Umgebung hinweg.

Gegen die Straße zu ist die Bühne mit Eisenstäben abgesperrt. Und vor den Stäben stehen Katsugawas junge Männer und Reden die Köpfe durch das Gitter und plaudern und lachen...

Individualität, Menschenwürde — sie sind dem Orientalen noch ziemlich unklare Begriffe; nie kam mir das mehr zum Bewußtsein als im japanischen Yoshiwara...

Und trotz alledem, ein Wunder ist's beinahe zu nennen, haben sich diese Mädchen einen Fonds von Sanjmut, ja von Bornehmtheit bewahrt, der sie hoch emporhebt über ihre in gleicher Lage befindlichen weißen Schwestern. Wie wird die Japanerin auf die Stufe eines europäischen oder amerikanischen Freudenmädchens sinken. Brutalität, Rohheit habe ich nie unter ihnen gefunden.

Und merkwürdig tolerant ist auch das Urteil des Japaners über diese Mädchen. Er sieht in ihnen keine „Verlorenen“, von gesellschaftlicher Achtung kann kaum gesprochen werden. Haben sich doch in vergangenen Jahrzehnten junge Mädchen freiwillig nach Yoshiwara verkauft, um Geld zu beschaffen für die arme Familie, für die kranke Mutter, für die hungernben Geschwister. Töchter aus Samurai-stand! Und die Legende hat ihre Namen in die Herzen des Volkes eingeschrieben: als Sinnbild treuer Kindesliebe werden sie der heranwachsenden Jugend vorgehalten.

Eine alte Geschichte klingt mir da durch die Erinnerung, die typisch ist für die Auffassung des Japaners in diesen Dingen.

\*) Katsugawa, eine Stadt auf der japanischen Hauptinsel, westlich von Tokio.

Die Sechszehnjährige Kamin prönte Rache an Akira, dem Feinde ihres toten Vorn Vanno Magonori. Sie verschworen sich zu gemeinsamem Sturm auf Kiras feste Burg.

Doch einem von ihnen — Kampei hieß er — mißtrauten sie. Sie forderten Bürgschaft — eine Geldsumme — als Unterpfand seiner Gesinnung. Kampei war arm; er hatte das geforderte Geld nicht.

Und doch: — Nicht teilnehmen an der Vendetta? Ehrloser Verräter erschien es ihm, erschien es seiner Gattin. Und sie ging hin und verkaufte sich freiwillig ans Yoshizawa, und die erhaltene Summe gab sie den Verschworenen als Bürgschaft für die Treue ihres Mannes.

Die Sechszehnjährige erschlug den Feind ihres Herrn und süßte mit dem Leben für ihre Tat.

Baronin Asanno aber, die Gemahlin des Daimyo, den zu rächen die Kamin geflücht und geblutet hatten, überlebte nach vollbrachter Rache die Gattin Kampeis einen weißblühenden Pfleumenzweig — das Sinnbild unbefleckter Keuschheit...

## Baden und Badeeinrichtungen.

Von Albin Michel.

In der nachmittelalterlichen Zeit war es mit den Badegelegenheiten im allgemeinen, und so auch in Berlin, sehr schlecht bestellt. In Berlin hatte sich nur am Krögel ein Bader niedergelassen, der zwei Badstuben offenhielt, wo die Bevölkerung das, wie es scheint, nicht sehr große Bedürfnis zum Baden befriedigen konnte. Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein blieben die Badstuben am Krögel die einzige Badeanstalt Berlins. In den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts errichtete dann der Stadtphysikus Dr. Welsch an der Langen oder an der jetzigen Kurfürstenbrücke die erste Flussbadeanstalt. Das war ein Holzbau, der auf Tonnen schwamm. In dieser Badeanstalt, von der übrigens Votaspatrioten behaupteten, daß selbst Paris und London nicht ihresgleichen aufweisen könnten, waren auch schon warme Bäder eingerichtet. Ein Flussbad kostete 4 Groschen oder, wenn mehrere Personen in einem Abteil zusammen badeten, 2 Groschen. Die warmen Bäder waren sehr teuer. Das billigste Bad kostete 8 Groschen, das teuerste einen Taler. Wenn man bedenkt, daß damals ein Handwerksgefelle in Berlin täglich höchstens 10 Groschen verdiente, so läßt sich erkennen, wie wenige aus der ärmeren Bevölkerung diese Badeeinrichtung benutzen konnten.

Das, was wir jetzt Freibäder nennen, gab es im alten Berlin auch schon. Der sogenannte Schafgraben, die Seen in Nummelsburg und Plöhsensee, verschiedene Stellen an der Spree außerhalb der Stadt, das waren die Orte, die im Sommer zum Baden aufgesucht wurden. Doch blieb das Baden im Freien bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts eine Betätigung, die man vielleicht noch den Männern aus dem „ordinären“ Volke nachsah, die aber für alle die Bevölkerungskreise, die auf „gute Sitte“ hielten, verpönt war. Namentlich Mädchen und Frauen wäre das Baden im Freien als Unmoral, als sittliche Verkommenheit ausgesetzt worden. Vom 16. bis 18. Jahrhundert lassen sich aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands immer wieder Verordnungen nachweisen, in denen das Baden im Freien mit Strafen bedroht war. Nicht nur staatliche Behörden und Schulen warnten vor dem Baden, sogar Aerzte wollten nachweisen, daß das Baden im Freien höchst gesundheitsschädlich sei. Nach einer Hamburger Verordnung aus dem 16. Jahrhundert sollten Leute, die im Freien badeten, „schwerlich gestraft“ werden, und noch im Jahre 1736 kam in Baden eine Bestimmung heraus, wonach vor dem „so gemeinen als höchst gefährlichen und ärgerlichen Baden zu warnen und die Uebertreter zu bestrafen seien“.

Erst als die Schriften des Pädagogen Guts Muths herausgegeben waren und nachdem durch den General von Bülow das Schwimmen in der preussischen Armee aufkam, verloren sich in Deutschland nach und nach die alten Vorurteile gegen das Baden im Freien etwas. Der Hauptanstoß zu der raschen Ausbreitung der verschiedenartigen Badeeinrichtungen kam aber denn doch aus England. Dort entstanden in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Grundgedanken der modernen Gesundheitspflege. Damit wurde auch dem Baden wieder eine größere Aufmerksamkeit zugewendet. Es kam die sogenannte „Dufinsields Act“ zustande, ein Gesetz, das die Errichtung und die Unterstützung von Volksbädern vorschrieb. In diesem Gesetz war festgelegt, daß die Gemeinden und Kirchspiele unter bestimmten Voraussetzungen, sicher aber dann, wenn zwei Drittel der Gemeinde, oder Kirchspielangehörigen dies verlangten, Volksbäder errichtet werden mußten. Den Gemeinden wurde bei Errichtung von Badeanstalten das Expropriationsrecht zugestanden. Eine besondere Bestimmung setzte fest, daß Badeanstalten mit niedrigen Eintrittspreisen mindestens noch einmal so viel errichtet werden mußten, wie Badeanstalten mit höheren Preisen. Zugleich wurden durch Gesetz die Maximalpreise geregelt. Etwaige Ueberschüsse, so wurde weiter bestimmt, dürfen nur den Armenkassen zugeführt werden. Der große gesundheitliche Nutzen der Volksbadeanstalten in England veranlaßte dann im Jahre 1850 die französische Regierung, einen Gesetzentwurf einzubringen, der gleichfalls eine Begünstigung der Gemeinden bei Errichtung von Badeanstalten festsetzte. Von Frankreich aus drang dann das Volksbadewesen auch nach Belgien, Luxemburg und nach der Schweiz vor. Dagegen wurde in Deutschland die Errichtung von Volksbadeanstalten in größerem Umfang erst in den achtziger Jahren durchgeführt. Seit ungefähr 15 Jahren hat sich in Deutschland, zunächst gegen mancherlei Schikanen der Polizeibehörden, das Freibäderwesen stark ausgedehnt. Das ist um so mehr zu begrüßen, als der Krieg mit seinen Folgewirkungen im übrigen Badewesen einen Rückschlag gebracht hat.

**Wilde Kamele in Spanien.** Daß wilde Kamele in Westeuropa existieren, dürfte den meisten unbekannt sein. An der Tatsache ist indessen nicht zu zweifeln, und jeder kann sich von ihr überzeugen, wenn er die Mündung des Guadalquivir, des kürzesten aber wichtigsten der Hauptströme Spaniens, eine Strecke hinauffährt. Die Kamele sind hier nicht etwa nur in einzelnen Exemplaren vertreten, sondern bilden eine Herde, die in dem für Menschen unzugänglichen weitgedehnten Morastgelände unbelästigt lebt. Um dieses Leben auszuhalten, mußten sich die hierher verschlagenen Kamele allerdings der heimischen Lebensgewohnheiten entäußern und sich auf neue Existenzbedingungen umstellen. Statt des gewohnten Saundes und der Trockenheit sahen sie sich in dem Sumpf- und Wassergelände genötigt, sich zum Halbwaßertier umzuwandeln. Sie liegen bis zum Knie im Wasser und Sumpf und führen ein Leben, das für ein afrikanisches Kamel unmöglich wäre. Wer ein gutes Fernglas hat und das Fieber nicht fürchtet, kann die Tiere, wenn er eine Strecke des Guadalquivir hinauffährt, liegen sehen. Da sie in einer wahren Sumpfhölle hausen und durch Wälle von Moräften gegen jeden Eindringling geschützt sind, kann man sie freilich nur aus großer Entfernung beobachten. Hier unter den Riesenschwärmen von Röhren, Wildgänfen, Krickenten und anderem Sumpfgestügel hausen die hierher verschlagenen und von der Welt abgetrennten Kamele, und hier können sie noch Jahrhunderte überdauern; denn das Sumpfgelände, das sich meilenweit ausdehnt, sichert sie gegen jeden Angriff von Mensch und Tier. In fünf Jahren kann die Kamelherde in Westeuropa auf ein hundertjähriges Leben zurückblicken. Im Jahre 1829 führte der Marquis de Villafranca aus Afrika einige Kamele ein, die er auf seinen Gütern an Stelle der Pferde für landwirtschaftliche Arbeiten verwenden wollte. Die Kamele erwiesen sich indessen für diesen Zweck nicht nur als ungeeignet, sondern stifteten statt Nutzen nur Schaden, so daß der Marquis angesichts der schlechten Erfahrungen, die er mit den Tieren machte, sich kurzerhand entschloß, sie freizulassen. Einige der Tiere wurden erschossen, der Rest aber, von dem die heute lebenden Kamele abstammen, gelang es, in die „Marisma“ genannten Sümpfe des Guadalquivir zu entkommen.

**Die Ratten von New York.** Ratten gibt es in New York einer Schätzung nach mindestens soviele wie menschliche Einwohner. Eine große Zahl der gefährlichen Rager scheint nicht durch natürliche Vermehrung erklärlich. Und wirklich handelt es sich bei den in der amerikanischen Hudson-Metropole lebenden Ratten meist um höchst unerwünschte Einwanderer ohne Paß und Visum. Sie kommen auf europäischen Schiffen und schwimmen einfach an Land, wenn ihnen das Herabklettern an den Seilen durch daran befestigte große Metallscheiben nicht unmöglich gemacht wird. Ihre größte Gefährlichkeit liegt jedoch weniger in ihrer zerstörenden Tätigkeit als Rager, als in der Tatsache, daß sie vielfach Träger ansteckender Krankheitskeime sind. Beulenpest, Trichinose usw. werden durch sie eingeschleppt. Der durch Ratten verursachte Schaden wird einschließlich dessen, was ihrer Zerstörungswut zum Opfer fällt, und was ihre Bekämpfung kostet, auf die ungeheure Summe von 180 Millionen Dollar jährlich beziffert. Das amerikanische Gesundheitsamt hat eine besondere Abteilung eingerichtet, deren einzige Aufgabe die Bekämpfung dieser gefährlichen und lästigen Eindringlinge ist.

## Kulturgegeschichte

**Wie die Schaltjahre entstanden.** Im alten Ägypten und Babylonien wurde ein Sonnenumlauf, also ein Jahr, ursprünglich zu 360 Tagen gerechnet. Dieses Jahr zerfiel in 12 Monate zu je 30 Tagen, jeder Monat in 3 × Tage (Dekaden). Bereits in der ältesten Zeit fiel aber auf, daß sich diese Zeiteinteilung gegenüber der wirklichen Umlaufzeit nicht aufrechterhalten lasse. Man schaltete daher nach jedem Jahr von 360 Tagen zunächst 5 Tage ein, die man „die übrigen Tage“ nannte. Diese Verbesserung soll schon 3000 Jahre vor Christi Geburt zustande gekommen sein. Im Laufe der Zeit bemerkten die Ägypter dann, daß auch sie das Jahr noch zu kurz bemesse und dadurch eine Verschiebung ihrer Feste eintrat. Es erschien dann im Jahre 238 v. Chr. eine Verordnung, nach der jedes 4. Jahr ein weiterer Tag einzuschalten sei, „damit es nicht vorkomme, daß öffentliche Feste, die man zurzeit im Winter begeht, vereinst im Sommer gefeiert werden!“ Im Jahre 238 v. Chr. ist also das Schaltjahr in unserem heutigen Sinne entstanden und seine Einrichtung den Ägyptern zu verdanken. Es ist sehr wahrscheinlich, meint Friedrich Dannemann in seinem Buch „Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung“, daß Caesars astronomische Ratgeber, als sie 46 v. Chr. im Julianischen Kalender die Schaltjahre endgültig festlegten, von der Einrichtung in Ägypten Kenntnis gehabt haben. Das schmälert ihr Verdienst nicht; denn anno 46 war der römische Kalender bereits wieder so in Unordnung geraten, daß auf einmal 85 fehlende Tage eingeschaltet werden mußten.

**Die vierte Jahrhundertfeier des Kakao.** Es sind jetzt genau vier Jahrhunderte, seitdem der Kakao nach Europa eingeführt wurde. Kolumbus fand das Getränk bei den Eingeborenen Westindiens. Als Cortez nach Mexiko kam, waren Kakaobohnen — die gefestigte Münze. Der König Montezuma war geradezu verrückt nach Kakao und trank persönlich nicht weniger als 50 Tassen täglich. Wieviel so eine Tasse fassen konnte, ist nicht überliefert, aber daß der König ein mächtiger Trinker war, weiß man ganz genau. Im Jahre 1524

führten die Spanier den Kakao in ihr Land ein. Aber noch im Jahre 1657 war er eine Neuheit in London. Ein französischer Kaufmann aus Bishopsgate brachte ihn nach Großbritannien, und bei ihm entdeckte ihn die Königin Anna, die daraus die große Mode machte. Im 18. Jahrhundert wurde der Klub „Cocoa-Tea“ gegründet, und hier gesellte sich bald zur süßen Gewohnheit des Kakao-trinkens die süße Gewohnheit — des Hasardspieles. Es ist — für uns unglaublich — aber die Leute verloren — wie der berühmte Walpole berichtet — beim Kakao oft 180 000 Pfund Sterling auf einen Sah. — Jetzt haben in der Weltausstellung in Wembley die Kakao-Produzenten des britischen Weltreiches eine Konferenz abgehalten. Es wurde dabei festgestellt, daß zu Beginn dieses Jahrhunderts 100 000 Tonnen Kakaobohnen genügte, um den Weltkonsum zu decken. Im Jahre 1922 waren aber schon 400 000 Tonnen notwendig. Es ist richtig, daß der Kaffee in Abyssinien schon im 15. Jahrhundert benützt wurde und daß der Tee schon dreitausend Jahre vor Christi Geburt in China bekannt war — aber für uns Europäer bleibt der Kakao ehrwürdig, weil er als erstes von diesen belebenden Getränken zu uns gekommen ist.

## Vom Menschen

**Elternberuf und Kindersterblichkeit.** Die englische Revue „Medical Magazine“ hat eine umfassende Umfrage veranstaltet zum Zweck der Feststellung, ob zwischen der Berufstätigkeit der Eltern und der Kindersterblichkeit ein Zusammenhang besteht. Danach weisen die Familien der Werftarbeiter größte Kindersterblichkeit auf. Die Quote beträgt hier 239 pro Tausend. Es folgen die Metallarbeiter mit einer Todesquote von 218 und die Bergarbeiter mit einer solchen von 213. Von der verhängnisvollen Höhe dieser drei Sonderkategorien der Arbeiter senkt sich die Ziffer rasch unter 100 pro Tausend, wenn man von den Handarbeitern zu den anderen Berufen übergeht. So sterben in den Familien der Beamten nur 85 von tausend Kindern, in denen der Bankiers 82 und bei den freien Berufen des mittleren und reichen Bürgeriums knapp 69 von tausend. Zwischen der Sterblichkeit der Kinder der Arbeiterfamilien und denen des Bürgeriums besteht in England demnach ein Verhältnis von 3 : 1, mit anderen Worten: der Tod tritt in das Haus der Arbeiter dreimal gegen einmal in jenes der anderen Bevölkerungsschichten. Als Ursache dieses Mißverhältnisses ist die geringere Sorgfalt anzusehen, die die Mütter der Arbeiter der Pflege ihrer Kinder angedeihen lassen können. Diese Vernachlässigung bedingt ferner auch den Verzicht auf die notwendigen hygienischen Maßnahmen. Die Mütter, die selbst zur Arbeit gehen, um den Lebensunterhalt mitzuzuerdienen, müssen gezwungenermaßen die Kinder stundenlang sich selbst überlassen.

## Erdkunde

**Wie tief dringen die Sonnenstrahlen in das Meer?** Im Mittelländischen Meer vorgenommene photographische Aufnahmen haben ergeben, daß das Sonnenlicht das Meerwasser bis zu einer Tiefe von 200 Metern zu durchdringen vermag. Ja, selbst in einer Tiefe von 485 Meter lassen sich bei südlichen Gewässern und besonders klaren Wasserverhältnissen noch Lichtspuren nachweisen. Im nördlicheren Gewässern ist bereits in einer Tiefe von 50 Metern das Sonnenlicht so abgeschwächt, daß es sich an Stärke höchstens mit dem Mondschein zu messen vermag, während im Indischen Ozean und im Karibischen Meer in gleicher Tiefe Korallen und anderes deutlich zu erkennen sind. Bei einer Tiefe von 100 Metern ist das Licht der Sonne in den nördlichen Meeren nur noch als schwacher Schimmer nachzuweisen, und in einer Tiefe von 200 Metern herrscht ewige Nacht.

## Gesundheitspflege

**Vom gefunden Schlaf.** Die Lage, die man beim Schlafen dem Kopf gibt, ist von großer Bedeutung. Der gesündeste und erquickendste Schlummer stellt sich ein, wenn der Kopf nur wenig höher ruht als der übrige Körper. Denn diese Lage läßt den ungehinderten Blutumlauf zu. Sich so viele Kissen unter den Kopf zu betten, daß man halb sitzt, ist höchst nachteilig für den Schlaf eines gefunden Menschen, weil dadurch die Schultern in erhöhte Lage kommen und das Rinn auf die Brust sinkt, wodurch der Brustkorb zusammengedrückt wird. Bei Krankheitszuständen hingegen muß die Kopfage ganz der Art der Erkrankung angepaßt werden. Personen, die an Blutmangel im Gehirn leiden, sollten überhaupt kein Kopfkissen benutzen; wer andererseits Neigung zu Blutüberfüllung hat, soll sich hoch lagern. Auch Herzleidende tun gut, sich mehrere Kissen unter den Kopf zu legen. Immer wieder muß ferner darauf hingewiesen werden, daß es nur störend für den Schlaf und für das körperliche Befinden schädlich ist, unmittelbar nach einer Mahlzeit sich schlafen zu legen, besonders nach einem ausgiebigen Abendessen. Man sollte stets eine bis anderthalb Stunden nach dem Essen vergehen lassen, ehe man sich zur Ruhe begibt, damit der Magen Zeit hat, seine hauptsächlichste Verdauungsarbeit vorher zu verrichten; denn während des Schlafes ist die Tätigkeit vieler Körperorgane vermindert, und auch mit dem Magen ist dies der Fall. Eine kurz vorher eingenommene Mahlzeit wird aus diesem Grunde während des Schlafes nur unvollständig verdaut, und es kommt unfehlbar dazu, daß die übriggebliebenen unverdauten Stoffe Gärungsprozesse hervorrufen, die ihrerseits nachteilig auf das Wohlbefinden und den allgemeinen Gesundheitszustand einwirken.